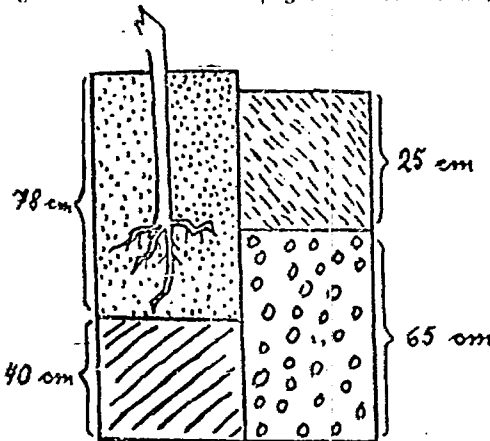


Leibwäsche müssen oft gewechselt werden. Die Körpergegenden, mit denen der Acanth aufliegt, die also einem Druck ausgeführt sind, reibt man täglich mit Franzbranntwein ab. Wenn sich an den erwähnten Stellen Hautröte zeigt, so pudert man oder streicht Zinksalbe auf. Verhindert man werden, daß das Viehuch Falten wirft. Wenn Druckschmerzen auftreten, ist Benutzung eines Wasserlöffels oder Luftstringes ratsam.

Feld und Garten.

Richtiges Rigolen.

Sand und leichter Boden können auf 90 Zentimeter, bindiger Lehm- und Tonboden auf 65 bis 70 Zentimeter rigolt werden. Bei kräftiger Ackertrume wird tiefer rigolt; ist die Trume leichter, so wird weniger tief rigolt. Handelt es sich um das Rigolen zum



Sineinbringen von irgendwelchen Stecklingen, so müssen diese um so länger sein, je leichter die Ackertrume ist; denn nur so können die Fußwurzeln der Stecklinge in den untergestützten fruchtbaren Boden gelangen. Die beigegebene Abbildung zeigt das richtige Rigolen für diesen Fall mit den entsprechenden Maßen.

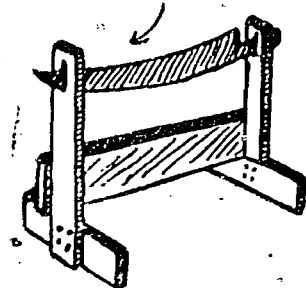
Zur Verhinderung der Holzfäule bei Mistbeetkästen hat sich Holzteer immer sehr gut bewährt. Er muß bei kühlem Wetter aufgetragen werden, damit er von dem Holze, das gut trocken sein muß, aufgefogen wird. Natürlich bewährt sich der Holzteer auch für die Rahmen der Mistbeetfenster usw.

Zur Anlage von Mistbeetkästen eignet sich außer Herberdemist noch frische Gerberlohe, wie sie aus den Gerbereien kommt, ferner Hopfen von dem Ende der Werbrauererei, schließlich Wollabfälle, wie sie die Spinnereien oft als unbrauchbar abgeben.

Haustierzucht und -Pflege.

Behelfsmäßiger Strohschneider für Kleintierhalter.

Bei demjenigen, welcher nur Ziegen, Kaninchen oder Geflügel hält, ist der Bedarf an geschnittenem Stroh nicht so groß, daß die Anschaffung einer maschinellen Einrichtung schmerzhaft wäre. Hier kann man sich gut mit einer leicht und billig herzustellenden Vorrichtung behelfen, wie die Abbildung sie darstellt. Zum Schneiden dient ein gut geschärftes Sensenblatt, das schon älteren Datums sein kann und in einem feststehenden Holzbock befestigt wird. Die Art der Anbringung ist aus der Abbildung ohne weiteres ersichtlich; die beiden Enden des Sensenblattes werden einfach durch passende Schlitze des Bodens gesteckt. Der Schlitze, der die Spitze des Blattes aufnimmt,



muß ausreichend weit sein, damit man das Blatt von oben im Bogen (vergleiche die Pfeilrichtung!) zunächst in diesen Schlitze einstecken und dann das andere Ende durch den entsprechenden des Blattes in seinen Halt bringen kann. Wenn

die Spitze auch den entsprechenden Spielraum haben müssen, so muß doch andererseits ausreichende Befestigung des Blattes gewährleistet sein, nützlichfalls durch einzu-treibende Keile aus Holz.

Schutz der Pferdehufe vor Nässe. Um die Hufe der Pferde vor Nässe zu schützen, kann man sich eines einfachen Verfahrens bedienen. Es besteht darin, daß man auf die Sohle und den Strahl dicken Terpentin-streicht und dann ein bis zur Rotglut erhitztes Stück Eisen in einiger Entfernung dagegenhält. Dadurch wird das Terpentin ein-geschmort und bildet so einen wirksamen Schutz für die empfindlichen Teile des Hufes.

Nach Feierabend.

„Stellen Sie sich vor, ich rede und rede, und richtig, der Mann geht mit fünfzigtausend Mark in unsere Lebensversicherung. Ein Vierteljahr später ist er tot!“ — „Weshalb für Ihre Versicherung und für Sie?“ — „Wieso für mich? Ich habe erstens die Provision getriegt, und zweitens habe ich seine Witwe geheiratet.“

„Vater, du hast mir noch nichts zu meiner Verlobung geschenkt.“ — „Was? Du bist verlobt?“ — „Herrgott, kiest du denn keine Zeitungen?“

„Ich höre, unser Freund Max war sehr krank. Ist er jetzt außer Gefahr?“ — „Er ist in der Besserung, aber außer Gefahr ist er so lange nicht, wie die hübsche Schwester zu seiner Pflege bei ihm ist.“

16. Eine ungeheuer hohe Lebensdauer findet man beim Radium. Sie beträgt nicht weniger als 3800 Jahre. Von der Gegenwart ab gerechnet ist das eine Zeitstrecke, die bis zur Erbauung der ersten Pyramide zurückführt. Was heute ist von diesem außergewöhnlich kostbaren Metall eine Menge von ungefähr 250 Gramm gefunden worden. In der Vorkriegszeit stellte sich der Preis für ein Gramm Radium auf rund 220 000 Mark. Heute ist ein Gramm Radium „schon“ für etwa 800 000 Mark zu haben. Diese Preiserhöhung hängt mit einem größeren Fund zusammen, der in Afrika im Kongostaat in der neueren Zeit geglikt ist.

Kreuzworträtsel

1	2	3	4	5	6
	7				
8	9		10		11
12			13		
14	15	16	17	18	19
20			21		
		22			
23			24		

Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 Schachmatt, 4 Münze, 7 Nebenfluß der Donau, 8 Feld der Artussage, 10 Seidengewebe, 12 biblische Frauenschar, 13 Fluß in Ostpreußen, 14 Erbe, 17 Name mehrerer Päpste, 20 weiblicher Vorname, 21 Nameort, 22 männlicher Vorname, 23 Verwandte, 24 Mittagstisch;
b) von oben nach unten: 1 Papiermaß, 2 Gefhöpf, 3 weiblicher Vorname, 4 weiblicher Vorname, 5 See in Sibirien, 6 Häuserwohnung, 9 Grasnarbe, 11 zarte Feder, 14 junges Kind, 16 weiblicher Vorname, 18 Insektenlarve, 17 Grundriß, 18 Nebenfluß des Rheins, 19 Berliner Schriftsteller.

Schwedter Familienblatt

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage

zum Schwedter Tageblatt.



Nummer 5

Sonnabend, den 4. Februar 1928

Die Erben des Grafen Reydts

(12)

(Fortsetzung.)

Es dämmerte schon erheblich, als man endlich, müde und abgepannt, die primitive Hütte betreten konnte, die ihnen für die Nacht ein Obdach gewähren sollte.

Sie waren hier nicht allein. Zwei andere Touristen hatten sich schon bequem gemacht, offensichtlich ein Ehepaar, das, auf der Hochzeitsreise, beim Eintritt der neuen Gäste nicht eben sonderlich angenehm überrascht war.

Sie hatten sich einen kleinen Radio-Empfänger aufgebaut und wurden gerade in einem Konzert, das aus Zürich kam, aufgestört.

Castor und Pollux zogen nach knapper Begrüßung in eine andere Ecke des kleinen Raumes und gingen an, mit Beihülfe einen Teil ihrer mitgebrachten Vorräte zu verzehren.

Die Hütte bestand aus zwei Teilen, von denen der vordere als Küche und Speiseraum diente, während im anderen mehrere Pristiken standen, auf denen man sich mit Hilfe von Decken ein Lager bereiten konnte. Eine Petroleumlampe warf spärliches Licht in die beiden Räume, da sie in einem Ausschnitt der Seitenwand aufgehängt war.

Das junge Paar schliefte fortwährend zu den Freunden hinüber, die nach der Mahlzeit zwei von den zahlreichen hier zur Verfügung stehenden Decken im vorderen Raume über die Bänke legten, als wollten sie hier schon ihr Lager aufschlagen.

„Der Schlafraum ist nebenan!“ sagte der männliche Teil des Paares, während er seinen Hörer vom Kopfe nahm. „Hier dürfte Ihnen die Luft wohl auch etwas rauchig sein!“

Wilhelm erwiderte: „Aber das macht ja nichts. Wir beide werden hier vorn schlafen. Der hintere Raum steht Ihnen allein zur Verfügung.“

Bei diesen Worten hatte er einen Blick mit dem Freunde getauscht, der bestätigend nickte.

Das junge Paar war auf einmal wie umgewandelt. Es setzte sich zu den beiden an einen sehr primitiven Tisch und begann über alle möglichen Dinge zu reden.

Der Herr, der häufig die Uhr zog, sprang plötzlich auf und bemerkte:

„Halt! Jetzt werden die neuesten Nachrichten durchgegeben. Die muß ich noch hören. Doch tadellos, dieses Radio, was? In der einsamsten Hütte ist man von der Welt nicht mehr abgeschnitten.“

Er legte den Hörer an. „Bitte,“ sagte er freundlich zu Wilhelm, „wenn Sie mithören wollen —? Meiner Frau genügt es, wenn ich ihr nachher alles erzähle.“

Wilhelm nahm gern den Hörer an. Nach einigen Mitteilungen, die weniger wichtig waren, wurde gemeldet, es sei gelungen, kurz vor der Abfahrt nach Amerika Friedrich Keller, den Mörder des Grafen Reydts, festzunehmen. In

keinem Besitz habe man 350 000 Dollar in barem Gelde und außerdem wertvollen Schmuck gefunden.

„Aha — hurra!“ rief der junge Chemann freudig aus. „Haben Sie ihn also doch noch erwischt, den Halunken!“

„Ja, wen denn, wen denn?“ fragten seine Frau und Pollux zugleich wie aus einem Munde.

„Den Mörder des Grafen Reydts!“

In der Tat war man Leiters habhaft geworden. Ein Zufall hatte ihm das Genick gebrochen.

Große Pläne und Ausführungen gelingen oft, es baut sich daraus ein Gebäude auf — und ein Stecknadelkopf kann alles wieder zum Einsturz bringen.

Leiter fuhr in Amsterdamm auf der Eschtrijcken. Dichtes Gedränge. Drücken und Stoßen von allen Seiten. Vergeblich suchte man sich Luft zu schaffen. Ein Taschendieb nutzt die Gelegenheit Leiters Brieftasche muß daran glauben, die Tasche, die mit Dollarnoten gepackt ist.

Ein anderer Passagier hatte indessen den Raub bemerkt, packte den Dieb am Kragen und hielt ihn fest. Bei dieser Gelegenheit fiel die Tasche zu Boden. Sie öffnete sich, die Scheine klatterten auf dem Perron umher. Der Wagen hielt eben an. Ein Polizist wurde gerufen.

„Wem gehört diese Brieftasche?“ fragte er.

„Mir!“ erwiderte Leiter etwas betreten.

„Kommen Sie bitte zur Wache mit!“

„Wohl oder übel mußte er Folge leisten. Neben ihm ging der Taschendieb. Ein zweiter Schuhmann war noch dazugekommen.“

Man stellte die Personalkarte fest. Die Menge der fremden Geldnoten fiel sehr auf. Die Ausweise Leiters wurden genauer betrachtet. Man glaubte, daß etwas nicht stimmte — telegraphierte nach Budapest und Paris. Antwort von beiden Stellen:

„Jean Baptiste Renaud völlig unbekannt. Ausweise wahrscheinlich gefälscht. Inhaber festhalten!“

Das letztere hätte man sowieso getan. Trotz aller Versicherungungen ließ man den Fremden nicht wieder los. Eine genauere Durchsicht der Brieftasche hatte noch weitere Verdachtsmomente ergeben.

Wenige Stunde später wußte man schon, welcher Ehrenmann hier ergriffen wurde. Man sperkte den Mörder ein. In wenigen Tagen sollte er gegen einen „Kollegen“ aus Holland, der man in Leipzig erwischt hatte, ausgetauscht werden.

Auch dies schien sich reibungslos abzuwickeln. Doch auf dem Transport, ganz nah der Grenze, gelang es dem Mörder, sich frei zu machen und von dem fahrenden Zuge zu springen, worauf er in einer Wäldung verschwand.

Die Wäldung, die man auf der Wälder Hütte erhalten hatte, bezog sich also lediglich auf den ersten Teil dieser Ereignisse.

Immerhin hatte man jetzt doch wenigstens wieder das Geld zur Stelle, dessen Besitz so viel von sich reden machte. Im ganzen eine Million und 488 000 Mark waren herbeigekommen. Die fehlende halbe Million würde man freilich wohl in den Mond schreiben müssen, die hatte der Mörder mit seinem Komplizen längst durchgebracht. Wenn man

sein kostspieliges Leben in Zürich befristete, konnte das nicht weiter verwunderlich sein —

Wilhelm von Lindenhorst war aus den Bergen zurückgekommen und wohnte wieder bei Leibesberger. Der Freund bemerkte, daß er jetzt eine viel frischere Farbe habe. Herzlich mußte er lachen, als Wilhelm ihm von den Dioskuren erzählte.

„Wir wissen bis heute noch nicht, wie wir helfen,“ erklärte er, „aber am 17. wird er kommen. Das ist sein Geburtstag. Dann werden wir uns hier wieder treffen. Er hat mich, bis dahin die Pflanzung des großen Geheimnisses aufzuwickeln. — Hat man übrigens von dem Grafen Rendi immer noch nichts gehört?“

„Doch! Heute hat etwas in der Zeitung gestanden. Du hast es wohl übersehen. Er soll nach Hause geschrieben haben, daß er auf Reisen sei und sich erst in einigen Tagen um seine Erbschaft kümmern könne — ein Gemütskrankheit. Indes wären schneller zur Stelle, wenn es gilt, anderthalb Millionen zu erben.“

„Und außerdem eine schöne Villa,“ ergänzte Wilhelm von Lindenhorst.

„Mensch — daß dir das auch entgehen mußte!“ bemerkte Leibesberger, der immer noch nicht darüber hinwegkommen konnte.

„Nicht an die irdischen Güter hängt euer Herz!“ erwiderte Wilhelm und piffte einen Gastenhauer, ein neues Paßwort betrachtend, auf dem Fräulein Junkersdorf glänzend getroffen war.

„Willst du sie heiraten?“ fragte er heiklich.
„Heiraten —?“ Leibesberger verzog sein Gesicht zu einem undefinierbaren Grinsen, „ich bin der Ansicht, daß ein Künstler am besten tut, überhaupt nicht zu heiraten.“

„Das sagst du?“

„Ja, ich, Michael Leibesberger, Vater und Zeitgenosse.“

„Und wie willst du diese Ansicht begründen?“
„Der Künstler muß höhere Ideale haben. Hat auch höhere Ideale. Und meistens sind solche Naturen zu kompliziert, um sich in einer Alltagswelt zurechtzufinden. Uebrigens, daß ich mit meiner Theorie auf dem richtigen Wege bin, beweisen die Tatsachen. Es gibt wenige Künstler im reiferen Alter die, sofern sie das Risiko einer Ehe überhaupt auf sich nahmen, nicht mindestens einmal schon wieder geschieden sind.“

Wilhelm wurde bei diesen Worten sehr nachdenklich.

„Um — etwas Wahres scheint schon daran zu sein. Wenigstens wenn man die Bühnen- und Filmgrößen anschaut. Es ist begreiflich, nicht nur aus dem Grunde, den du eben erwähnt hast, sondern auch deshalb, weil diese Künstler durch ihren Beruf immer wieder mit anderen Frauen zusammenkommen. Aber zurück zur Sache — wie denkst du dir das nun weiter mit deiner — hm — Freundin?“

Er sagte zum ersten Mal nicht mehr Braut. Leibesberger hörte aus Ton eine Figur gekniet.

„Denken? Denken?“ wiederholte er zynisch. „Mit dem Denken hört jede Liebe auf. Uebrigens sind das ja wohl Privatangelegenheiten!“

„Verzeih — ich wollte dir durchaus nicht zu nahe treten. Man darf aber doch wohl mal fragen —“

Er sprach den Satz nicht zu Ende aus. Es entstand eine peinliche Stille.

Da klopfte es. Fräulein Junkersdorf trat in das Atelier.

„Störe ich, meine Herren?“ fragte sie, übermütig ein Reißköpfchen schwenkend.

„Sie sind ja so nachdenklich. Herr von Lindenhorst?“

„Er hat mich gefragt, ob ich dich heiraten wollte!“ bemerkte Leibesberger, ihr den Hut abnehmend.

„Wie abgeschmackt!“ Schmollend strich sie ihr Haar zu recht. „Wie kann man bloß jetzt schon mit solchen Wirklichkeiten in unler Traumland poltern. Mein Herr von Lindenhorst, heiraten werde ich einen Herrn Waldenburg, den mein Papa schon für mich bestimmte, als ich acht Jahre alt war. Er ist ein Geschäftsfreund von Vater. Nun wissen Sie's. Widerspruch duldet mein Papi nicht. Also werde ich Waldenburg heiraten. Aber lieben —? Reden wir nicht mehr von solchen Dingen!“

„Ich will auch nicht weiter stören,“ entgegnete Wilhelm. Ohne auf den Einspruch der beiden zu achten, verließ er das Atelier.

Wilhelm war noch nicht lange fort, als es abermals klopfte.

Ein junger Herr stand vor der Tür. Leibesberger erfuhr ihn, näher zu treten, und fragte, womit er ihm dienen könne.

„Bohnt bei Ihnen der Maler Wilhelm von Lindenhorst?“

„Ja. Allerdings nur vorübergehend.“

„Ist er nicht da?“

„Vor knapp einer Viertelstunde ist er davongegangen. Mit wem habe ich denn die Ehre?“

„Mein Name ist Benno Angermann.“

„Sie sind — Sie sind — aber ich bitte Sie — treten Sie näher, Herr Graf!“

„Also Sie wissen auch schon —?“

„Alles. Herr von Lindenhorst ist ja ein Vetter von Ihnen. Wir sind befreundet. Sie können sich also denken, daß wir die Sache nach jeder Richtung besprochen haben.“

„Alma Junkersdorf, die bisher angelegentlich Bilder betrachtet hatte, wandte sich plötzlich um. Leibesberger stellte sie dem Besucher vor. Sie starrte ihn wie ein Wunder an. Er schien indessen von ihr nicht weiter Notiz zu nehmen.“

„Sind Sie schon lange in Zürich, Herr Graf?“ fragte Leibesberger.

Benno spielte mit einem Ring, dem einzigen Andenken an die verstorbene Braut.

„Nein,“ erwiderte er, „erst seit gestern. Zufällig hörte ich, daß mein Vetter hier weilen soll. Ich möchte ihn kennen lernen.“

Seine Wesen erschien gedrückt, als ob er aus einer anderen, besseren Atmosphäre gekommen und hier nicht zuhause wäre.

„Sagen Sie meinem Vetter bitte Bescheid,“ lenkte er auf den Schluß des Gespräches zu, „ich wohne im Bahnhofshotel unter meinem früheren Namen.“ Bei diesen Worten erhob er sich wieder. „Ich will jetzt gehen. Sie sind beschäftigt, ich möchte nicht stören.“

„Aber ich bitte Sie! Bleiben Sie ruhig da. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Wilhelm gleich wiederkommt.“

„Nein, ich gehe, ich danke sehr. Leben Sie wohl. Herr Leibesberger! Gnädiges Fräulein!“

Nichts hätte ihn halten können. Er stob davon.

Leibesberger schien etwas gekränkt zu sein, weil teneer kaum seine Bilder beachtet hatte. Man hätte doch wenigstens eine Höflichkeitssphäre erwarten können!

Der Graf erschien ihm sehr schlicht, aber wenig sympathisch. Alma Junkersdorf teilte diese Meinung mit ihm.

„An mich hat er überhaupt gar kein Wort gerichtet!“ bemerkte sie schmollend. Er sah sie an.

„Bist wohl gar schon verliebt in ihn, nur weil er ein Graf ist?“

„Ach, rede doch keinen Unsinn!“

„Du hast ihn ja angeklammert, als ob er ein Wunder wäre!“

„Daß diese albernen Redensarten!“

„Jedenfalls muß ich mir ganz entschieden verbitten, daß du in meiner Gegenwart —“

„Was denn — was, bitte?“ unterbrach sie ihn aufspringend.

Er schleuderte den Rest einer Zigarette zu Boden.

„Daß du verliebte Augen zu anderen machst!“

„Hör mal, das ist empörend! Ich gehe! Das ist zu stark!“

Ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, schritt sie dem Ausgang zu.

„Also — auf Wiedersehen!“ sagte er zinnig grinsend. Sie erwiderte nichts darauf und ging wirklich die Treppe hinunter.

Das hatte er nicht erwartet. In haltloser Wut warf er sich auf den Diwan im Atelier.

„Solch ein Blödsinn! Er — ein Blödsinn!“ murmelte er vor sich hin. „Weil dieser Graf etwas kühl, etwas pflegemäßig war und ich mich über ihn ärgerte, habe ich Alma den Krager durch grundlose Eifersucht spüren lassen!“

Er wettete unbarmherzig gegen sich selber los. Über das half nun nichts — Es kam auch immer alles auf einmal! Erst der Disput mit Wilhelm von Lindenhorst, der etwas scharf und gereizt war — jetzt dies hinterher! Und Alma war eigenständig. Er hatte sie tief verletzt. Möglicherweise war es für immer aus! —

(Fortsetzung folgt)

trägt über 1 Milliarde Mark. Auf Leistung gezüchtete Hühner legen in guten Herbst 150 bis 200 Eier pro Jahr, gegenüber einem Durchschnitt von 60 bis 100 Eiern. Außerdem ist die Anzahl der Tiere beliebig vermehrungsfähig. — Der schlimmste Ueberflussschaden ist aber der vierle: 1 1/2 Milliarden Mark Getreide, Mehl und Futter getretet. Die Reichsburschenschaftsrate beträgt 6 bis höchstens 10 Zentner pro Morgen. Intensive Betriebe, die nur noch hochgezüchtete Sorten verwenden, ernten wesentlich mehr. Bei steigender Kultur und Düngung kann die Weizenanbaufläche um etwa 50 Prozent ausgedehnt werden auf Kosten der Haferfläche, weil heute die neu herangezüchteten Weizenarten winterfester, trockenfester, widerstandsfähiger gegen Krankheiten und weniger anspruchsvoll sind. 1925 hatten wir eine gute Roggenernte, die wegen mangelnden Abfahrs in Deutschland und in den Nordseeländern zum großen Teil als Viehfutter Verwendung fand. Roggen muß die Hauptbrotfrucht Deutschlands bleiben. Seine Züchtung macht von Jahr zu Jahr Fortschritte. — Wir können es uns nicht erlauben, dauernd ausländisches Weizenmehl dem heimischen Roggenbrot vorzugulehen!

Gerade die notwendig gewordene Mehrproduktion von Weizen ist aber heute nicht möglich, weil die Vorbedingungen (Beseitigung von Unkraut, bessere Kultur, erhöhte Kalk- und Stickstoffzufuhr) in der heutigen wirtschaftlichen Lage nicht erfüllt werden können. Es ist vielmehr zu fürchten, daß beim Weiterbestehen der heutigen Unrentabilität die Leistungen der Landwirtschaft zurückgehen und der überwiegend leichte Boden Nord- und Ostdeutschlands das Aussehen einer von Flußtalern und Kiefernwäldern unterbrochenen Steppe bekommt.

Wir sehen also: die bedeutendsten und daher empfindlichsten Verlustposten können verschwinden, einige könnten sogar in ein Plus verwandelt werden. Und wenn auch der Deutsche glaubt, nicht ganz auf Apfelsinen, Bananen und Ananas verzichten zu können, so erscheint es doch nicht unbedingt notwendig, Frühkartoffeln schon im April-Mai oder Blumentohl schon im März oder Weintrauben schon im Juni haben zu müssen — und deswegen etwa den Frühgemüsebau in Deutschland oder den Frühkartoffelbau ohne genügenden Schutz zu lassen, so daß beide sich nicht wieder entwickeln können.

Wir brauchen keinen Import von Kohlehydraten, wie im Mats, dafür haben wir überreichlich Kartoffeln, die „echt italienischen“ Makaroni sind sowie meist aus deutscher Kartoffelstärke hergestellt. Nicht ganz ohne eiweißreiche Futtermittel werden wir auskommen, wie Palm-, Koko-, Erdnussfuchsen, Sojafuchsen — aber auch diese Eiweißzufuhr kann herabgesetzt werden, wenn wir Wiesen und Weiden verbessern und entwässern können und sie dann mit selbstgezüchteten, wertvolleren Gräsern und Alee ansäen. Das Ziel der deutschen Nahrungsfreiheit wird nur erreicht, wenn unsere Handels- und Wirtschaftspolitik darauf eingestellt wird.

Küche und Haus.

Kürbismilchsuppe. Etwa 250 Gramm Kürbisfleisch wird in Stücke geschnitten, die in 1 Liter leicht mit Vanille oder Zitronen gesüßter Milch zu drei Kochen müssen. Man streicht die Suppe durch, kocht sie unter Rühren mit 2 bis 3 Eßlöffeln Grieß bländig und zieht sie noch beim Auftragen mit einem verquirlten Eigelb ab.

Apfelsinenschaum. Drei Eigelb rührt man mit 125 bis 150 Gramm Zucker ganz dickschaumig, reibt die Schale einer Apfelsine ab, gibt sie nebst einer Prise Salz dazu und rührt dann langsam den Saft von sechs Apfelsinen daran. Sechs bis acht Blatt weiße Gelatine löst man auf, gibt sie zu der Speise und stellt diese kalt. Erst wenn die Speise dick zu werden beginnt, wird ganz leicht und feine das Inzwischen zu stellem Schnee geschlagene Eiweiß durchgezogen und die lockere Schaummasse bergförmig auf eine Glasplatte gehäuft. Beim Auftragen verzieren man sie mit kleinen Tupfen von Johannisbeergelee und umgibt sie mit einem Kranz eingedickter Apfelsinenscheiben.

Weiße eingemachte Kalbsfleisch. Zwei Pfund Kalbsfleisch — ausgebeinte Schenkel oder die Brust mit samt den Knochen — stellt man in gleichmäßige Stücke von der Größe eines

mittleren Apfels, bringt sie mit frischem Wasser zum Feuer, kocht schnell ein paar Mal auf und spült das Fleisch kalt ab. Anschließend siedet man die sauberen Teile in Wasser, das fingerbreit über dem Fleisch stehen soll, nebst Salz und einem Sträußchen Wurzelwerk sowie Zwiebel, langsam weich und schüttet alles auf einen Seifer. Aus 60 Gramm Butter oder Margarine und 60 Gramm Mehl bereitet man eine helle Schwiße, gießt die heiße Brühe und vielleicht auch ein Beinglas voll Weißwein hinzu und kocht die glattgequirlte, gefalzene Lunte gegen 20 Minuten. Man schlägt dann unter den Beiguß zwei mit dem Saft einer Zitrone verührte Eigelb, preßt ihn durch ein feines Sieb oder das Seifentuch, pflückt 25 Gramm Butterflocken daran und erhit in der Soße das Fleisch, ohne es kochen zu lassen. Als Beilage eignen sich Reis, Feiggemüse oder Salzkartoffeln. Oder man fügt vier gewaschene, entgrätete und feingewegte Sardellen sowie zwei Eßlöffel voll ausgedrückte Kapern hinzu.

Besen und Bürsten halten viel länger, wenn sie ab und zu gereinigt werden. Auf einen Eimer kaltes Wasser gebe man zwei Eßlöffel Salmiakgeist. In dieser Flüssigkeit lasse man die Borsten, aber nur diese, liegen. Dann muß man gut nachspülen und die gereinigten Gegenstände an der Luft trocknen.

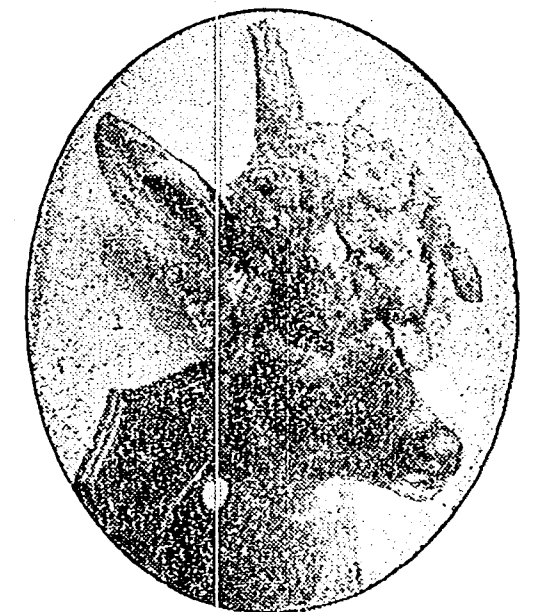
Um silberne Handtaschen zu reinigen, nimmt man am besten warmes Wasser, löst Seife auf und gibt einen Schuß Salmiakgeist dazu. Dann nimmt man eine weiche Bürste und reibt die Tasche damit tüchtig ab.

Gesundheitspflege.

Frische Luft ist für Kinder durchaus notwendig. Man sollte sie deshalb nicht morgens erst stundenlang womöglich im ungeheizten Zimmer spielen lassen. Sie sollen sofort in einen gut gelüfteten Raum gebracht werden. Nichts ist schädlicher, als wenn die Kinder die verbrauchte Luft einatmen müssen, die ein Zimmer füllt, in dem mehrere Personen bei geschlossenen Fenstern geschlafen haben.

Beim Lesen soll man möglichst gerade sitzen und das Buch vor sich halten, um Funktionen der Organe des Körpers nicht zu stören. Durch das Wiegen des Oberkörpers auf die Tischplatte werden die Lungenflügel gedrückt und die Atmung gehindert, während andererseits auch die Bauchmuskeln zusammengedrückt werden.

Das Durchsitzen bei länger dauernder Bettlagerigkeit verhindert man vor allem durch trocke Sauberkeit. Best. und



Der „Wochenwörter“.

Eine Abnormität in der Geweihbildung, die auf der mit der „Grünen Woche“ verbundenen Deutschen Jagdbausstellung gezeigt wurde.

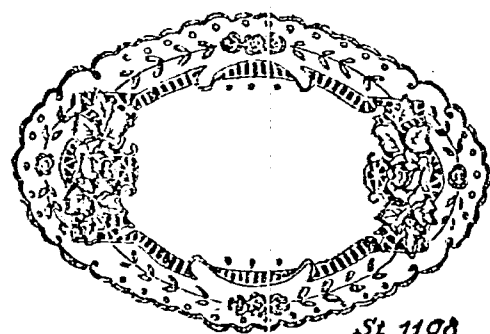
die stählernen Eimer und Automaten wirksamlos. Trotzdem aber braucht man die Gefahren nicht zu übersehen, denn alle diese Eimer kommen nur bei Verwendung ungeeigneten Materials, insbesondere in feuchten Räumen und bei nachgewässerter und stählerner Montage (Patentarbeit), vor allem bei der Verwendung von sogenannten Kriegsmaterialien in Frage, während bei einer ordnungsgemäßen aus verbandsmäßigem Material hergestellten Installationen derartige Eimer zu allererst seltenheiten angehören. Also schleunigst heraus mit den Ersatzmaterialien und im übrigen sorgfältige Behandlung der Anlage und ihrer Teile sowie gelegentliche Prüfung und Überwachung derselben durch einen qualifizierten Elektro-Kachmann, normalerweise alle ein bis zwei Jahre, in Eimerarbeiten ist fort. Bei Beachtung dieser einfachen Grundregeln ist eine Gefahrenbildung durch die elektrische Anlage auszuschließen.

Man darf sicher sein, daß in allen denkbaren Fällen, wo Kurz- oder Erdschlus wirklich als Brandursache nachgewiesen werden kann und das sind, wie die Statistik lehrt, im Durchschnitt nur 2 Prozent aller Brandfälle) schwerwiegende Beschädigungs- oder Unterlassungsünden in Frage kommen, für die allein der Hersteller oder der Besitzer der Anlage, nicht aber die angebliche Unvollkommenheit unserer elektrotechnischen Einrichtungen verantwortlich ist.

Rooperation im Haushalt.

Im Norden Berlins, inmitten von Mietkasernen und Hinterhöfen ist ein Wohnblock mit 400 Wohnungen entstanden, dem der Begriff Hinterhäuser und Hof vollständig fehlt. Die Fronthäuser mit geräumigen 2 und 3 Zimmerwohnungen in schickem Stil, umschließen einen freien Raum, der etwa 100 Meter im Quadrat ist und durch Rasenflächen und Baumplantagen, fleißigbetretenen Wegen mit Ruhebänken und einem Kinderspielplatz durch den Grund einer Gartenanlage macht. In diesem Wohnblock sind 4 maschinelle Wäscheeinrichtungen zur Verfügung der Mieter eingebaut. Jede dieser Einrichtungen besteht aus einer Wäschmaschine mit elektrischem Antrieb und einer Schleudermaschine, die ebenfalls elektrisch angetrieben wird. Die Wäschmaschine nimmt in ihrer kuppelartigen Innentrommel circa 15 Kilogramm trockene Wäsche auf. Die Beheizung der Maschine und die Warmwasserbereitung erfolgt durch Riffetta. In diesen Wäschmaschinen wird die Wäsche innerhalb von 2-2½ Stunden gewaschen, gespült und gebleicht. Nachdem das letzte Spülwasser abgelassen und die gereinigte Wäsche herausgenommen ist, wird sie in die Schleudermaschine gepackt, die in etwa 10 Minuten das gesamte Wasser ausknetet. Die Wäsche wird bis zu circa 60 Prozent getrocknet. Eine elektrische Presse steht dann für die Weiterbehandlung der Mieter zur Verfügung.

Die Bedienung der Anlage erfolgt durch die Mieter selbst, nur für das Antreten steht eine besondere Person zur Verfügung. Die Bedienung ist jedoch so einfach, daß innerhalb von ein paar Minuten auch



St. 1108

St. 1108. Double Tablettdecke 32/50 vorgezeichnet auf weißem Falbleinen 1,25 M. — Auf gutem Linon 1 M. — Auf plattmuster Preis 40 Pf.

technisch vortug ausgebildete Personen sich informieren können.

Für die Benutzung der Anlage wird stündlich 2 Mark berechnet, wobei Brennmaterial und Sesse vom Mieter zu liefern sind. Der Preis für 1 Kilogramm getrocknete und gerollte Wäsche beträgt 80-40 Pfennig.

Die Wäscheeinrichtungen werden von den Mietern reichlich benutzt. Zwei bis drei Parteien erledigen täglich dort ihre gesamte Wäsche.

Nahrungsfreiheit und Züchtung.

Anlässlich der „Grünen Woche Berlin“ veröffentlichte Allergutbesitzer von Lohow-Petzus nachstehende Ausführungen, die wir unsern Lesern mit Rücksicht auf die neuen Wege, die sie zur Sicherstellung unserer Ernährung aus eigener Scholle weisen, nicht vorenthalten möchten.

Die deutsche Handelsbilanz ist für das Jahr 1927 mit 4 Milliarden Mark passiv. Der deutsche Staatsbürger kauft also für mehr als 1,75 Mark pro Tag und Kopf der Bevölkerung Nahrungsmittel aus dem Auslande. Die Schulden der deutschen Landwirtschaft sind im gleichen Zeitraum um weitere 1,2 Milliarden Mark angewachsen. Demgegenüber von deutscher Nahrungsfreiheit zu sprechen, scheint vermessene. Wie soll die von allen Seiten geforderte Mechanisierung, Rationalisierung, Standardisierung, ja auch so notwendige Siebung durchgeführt werden — ohne Kapital, mit erdrückenden Schuldenzinsen? Und dazu mit einer Vorbelastung der Landwirtschaft anderen Ländern gegenüber, die an Steuern, Renten, sozialen und kommunalen Lasten heute schon den normalen Vorkriegspachtpreis übersteigt, also die Grundrente mehr als erschöpft. Dieser Katastrophe gegenüber ist und bleibt die Grundfrage: Ist die deutsche Scholle fähig, die Bevölkerung Deutschlands zu ernähren?

Um es vorweg zu sagen — mit Züchtung allein ist es nicht getan! Aber die Züchtung landwirtschaftlicher Kulturpflanzen und -tiere hat in den letzten Jahren in Erkenntnis und Erfolg so gewaltige Fortschritte gemacht, daß, wenn man nur einen Teil dieser Erfahrungen der wenigen hochintensiven Betriebe auf die breite Masse der deutschen Landwirtschaft übertragen könnte, das erhoffte Ziel zu erreichen ist. Sehen wir uns einzelne Posten des Einfuhrüberschusses an. Wir finden erstens: 490 Millionen Mark Mehrausgaben für Molkereiprodukte. Die Gesamtzeugung an Milch, Butter und Käse hat einen Wert von 3 Milliarden Mark. Sie braucht also nur um ein Geringes gehoben zu werden, um diesen Einfuhrüberschuss auszugleichen. Der Reichsdurchschnitt beträgt 2000 Liter Milch pro Kuh und Jahr — er braucht also nur um 100 Liter erhöht zu werden. In Kontrollvereinen zusammengeschlossene Herden haben schon einen Durchschnitt von etwa 3000 Liter. Durch richtige Fütterung und Haltung, die die Grundlage für den Züchtungsfortschritt bilden müssen, sind wesentlich höhere Erträge zu erreichen. So beträgt der Schalldurchschnitt in meiner Herde Ziedau 6200 Liter mit fast 4 Prozent Fett, also das Dreifache an Milch- und das Vierfache an Buttererzeugung gegenüber dem Reichsdurchschnitt! Er ist erreicht durch zielbewusste Züchtung, durch Häufung der erwünschten Erbanlagen bei den verwendeten Zuchttieren. Ein Zehntel dieser Mehrleistungen in der gesamten Milchviehhaltung, und der heutige Bedarf wäre gedeckt, erhöhte Anforderungen wären ohne Schwierigkeiten zu befriedigen. — Wir finden zweitens: 380 Millionen Mark Mehrausgabe für Fleisch, Speck und Schmalz. Schon heute ist die Schweinehaltung unrentabel. Die Preise decken zurzeit nicht die Fütterungskosten, und für das nächste Jahr wird daher sicherlich die Einfuhr stark zurückgehen. Züchterisch ist aber die Produktion durchaus noch nicht auf der Höhe. Mit den vorhandenen selbsthergestellten Futtermitteln, insbesondere der sehr ausdehnungsfähigen Kartoffel- anbaufläche, ist weit mehr zu erreichen. Der kleine Landwirt, in dessen Händen sich 80 Prozent der Schweine befinden, füttert ein Schwein erst im Alter von 10-12 Monaten schlachtreif ab, während in intensiven Zuchtbetrieben Mastschweine im 6. bis 8. Monat, und in besserer Qualität, produziert werden. Das bedeutet eine Produktionshebung um 40 bis 50 Prozent. — Also auch steigender Fleischbedarf kann befriedigt werden!

274 Millionen Mark beträgt der Einfuhr- über- schuß an Getreide. Die Gesamtproduktion be-

Problem des Karnevals.

Die bevorzugten Kostüme der gegenwärtigen Saison. Jede Gesichtsausdrucksrichtung kommt auf ihre Kosten.

Gemütlichkeit und schäumende Lebenslust geben diesen ersten Wochen des Jahres das Gepräge. Phantasie und farbenfrohe Originalität erteilen der lauchenden, übermütigen Karnevalsrührigkeit die Wege. Im Vordergrund der diesjährigen Faschingskostüme steht das Phantasielustig, das in seiner unzähligen, prächtigen Typen vertreten ist. In dem vielfach aus hellem Samt oder Taffet gearbeiteten Weinkleid schuf man eine Taille, die in der Farbe naturgemäß einen sehr starken Kontrast abgeben muß. Humeist sind als Taillenfärbungen giftgrün, knallrot oder auch pechschwarz gewählt. Das Weinkleid, das die Kostümierung vervollständigt, trägt an der Innenseite meistens die gleiche Farbe wie das Weinkleid.

Sehr viel vertreten ist auch in diesem Jahre das Cowboy-Kostüm, dem man meist ein rehraunes oder jadegrünes Weinkleid zugewiesen hat. Die Seidenbluse, die zu diesem Kostüm gehört, ist entweder schwarz oder elfenbeinfarben gehalten. Ueber die Seidenbluse knüpft man ein in Dreiecksform gefertigtes, kurzes Schulterstück, das entweder harmonisch mit dem Weinkleid übereinstimmt oder aber dazu einen großen Kontrast bildet. Zu dieser Kostümierung gehört ein Filzhut in schwarzer Farbe und mit möglichst breitem Rand. Seitlich sind daran rote oder auch giftgrüne Franzen befestigt. Schließlich braucht man noch die bekannten hohen Stulpenhandschuhe.

Auch die stilisierten chinesischen oder japanischen Kostüme kehren in diesem Jahre wieder. Ebenso hält sich fest vielen, vielen Jahren schon in der Viste der Faschingskostüme das Russenkleid, das mit zahlreichen Effekten metallischer Art ausgestattet ist und sich recht entzückend ausnimmt. Diese Tracht wird vor allem charakterisiert durch die hohen, in weißer Farbe gehaltenen Stulpenstiefel und die alt russische, in erheblichen Dimensionen gefertigte Haube, die auch mit reichem Aufputz versehen ist. Das Material zur Verfertigung des Kostüms besteht zumeist aus Mastenatlas oder aus feegrünem Taffet.

Den bekanntesten und zugleich ältesten Faschingskostüme ist das der Pierette beizuzählen. Wenn dieses Karnevalskostüm auch in der neueren Zeit alle Jahre wiederkehrt, so versucht man doch stets, neuartige Abwandlungen des vielbegehrten Typs herauszubringen, und zwar sowohl bezüglich der Farbenwahl, wie auch im Hinblick auf die Formgebung. Gegenwärtig werden zu diesem Typ mit Vorliebe Weinkleider mit Falten gewählt. Als Material nimmt man tomatenrote Seidenstoffe.

Lebhaft gefragt ist in diesem Jahre besonders auch Fall von starken, ausdrucksvollen Farbwirkungen. Man trifft es insbesondere in Verbindung mit Prokat. Samt, Mastenatlas und in zahlreichen anderen Kombinationen. Bei einer so großen Auswahl der Möglichkeiten kann jede Individualität, jede Gesichtsausdrucksrichtung reichlich auf ihre Kosten kommen.

Die Geschichte des Trinkspruches.

Toast als Mädchennamen.

Den Brauch, einen Wunsch oder Worte, mit denen ein Anwesender geehrt werden sollte, durch einen guten Trinkt zu bekräftigen, kannten schon die alten Römer, die auch das Gesundheitswünschen beim Trinken aufbrachten, wobei sie es liebten, so oft auf der Geliebten Wohl zu trinken, wie ihr Name Buchstaben enthielt. Aus dem Wunsch- und Gesundheitstrinken entwickelte sich dann mit der Zeit der Trinkspruch, auf den das Wort Spruch freilich nicht immer paßt, weil er nicht selten in Form einer kleinen Rede ausgebracht wird.

In Stelle des alten Wortes Trinkspruch hat sich auch mehr und mehr der „Toast“ eingebürgert, und zwar auf Grund einer ganz eigenartigen Verschmelzung von zwei alten Bräuchen. In England benennt man seit altersher mit dem Worte Toast eine Schnittke gebräuteten Brotes, eine Bezeichnung, die sich heute fast

überall eingebürgert hat. In früherer Zeit nun war es englischer Brauch, daß man jedem, der beim festlichen Mahl einen Trinkspruch ausbringen wollte, vorher eine Toastschnitte in den Wein warf, gewissermaßen, um den Trank dadurch zu würzen. Eine andere Sitte bestand wieder darin, daß der Redner seinen Weinbecher mit der Toastschnitte unter den anwesenden Gästen herumgehen ließ. Jeder nahm nun einen Schluck davon, und den Rest, der im Becher zurückgeblieben war, trank der Besitzer des Bechers schließlich selbst aus. Da nun mit dem Trinkspruch immer auch der Toast zusammenhing, gingen die beiden Begriffe allmählich ganz ineinander über, bis der Trinkspruch endlich selber zum Toast wurde. Schon im 18. Jahrhundert findet man das Wort Toast auch in der deutschen Sprache in der Trinkspruchbedeutung, doch dauerte es immer noch mehr als ein Jahrhundert, bis man es allgemein gebrauchte.

Merkwürdigerweise war es früher auch Sitte, hübsche und gefleierte Mädchen „Toast“ zu nennen, nämlich dann, wenn sie in der Gesellschaft so beliebt waren, daß viele Toaste auf sie ausgebracht wurden. Ein weiblicher „Toast“ konnte sich also auf seinen sonderbaren Namen etwas einbilden.

Das deutsche Lied in Dänemark.

Der deutsche Männergesangsverein „Union“ in Sonderburg (Dänemark) konnte in diesen Tagen unter Beteiligung der Brudervereine aus den norddänischen Städten Tondern, Vikumkloster, Søyer und Hadersted den die Feier seines 60jährigen Bestehens begehen. Das deutsche Lied hat für Norddänemark eine besondere politische Bedeutung. Beim Abstimmungskampfe hat es sich als Bundesgenosse treu bewährt. Aus tausend Stühlen erscholl bei den Stragenumzügen der Sang vom Meerumflungenen Heimatland wie das Protestlied Emanuel Geibels gegen den Brief des Fürsten vom Inselreich. Auch jetzt ist es den abgetrennten Deutschen nicht minder lieb und wertvoll, spricht doch die deutsche Seele aus ihm, und immer wieder paßt es das Gemüt, wenn die Not der Welt schier erdrückend wirkt. Von großem Dank und Anerkennung, den die deutschen Norddänischer den deutschen Gesangsvereinen für ihr Wirken zollen, spricht die lebhafteste Anteilnahme der Bevölkerung an der Feier der „Union“.

Die Jubiläumsfeier war mit einer eindrucksvollen Bannerweihe verbunden. Unter der Leitung von Ernst Hansen schloß sich ein Festkonzert an, in dem u. a. „Wieland der Schmied“ von H. Hoffmann zum Vortrag gelangte. Auch befreundete Vereine aus Hadersted, Søyer und Vikumkloster traten mit Chören auf. Ein Gesamtchor mit Heinrichs würdigem Deutschlandlied „Wo gen Himmel Eichen ragen“ bildete den Abschluß des Konzerts.

Scherz und Ernst.

St. Die Mannequins ändern sich... Die Ketten ändern sich und — die Mannequins mit ihnen. Es hat nicht wenig Aufsehen erregt, daß die großen Modestimmen in Berlin, London und Paris wie auf Verabredung durch Zeitungsanzeigen jetzt nicht, wie bisher, schöne und schlank junge Damen suchen, sondern Damen jeden Alters und vor allem auch rundliche Figuren. Ein Pariser Modestilgen meint: „Wir wollen nicht mehr das Mädchen, das dem Blättchen gleicht. Wir brauchen jetzt Frauen, die rundlich und wirklich fraulich aussehen. Jetzt kommt wieder eine Mode der Frau. Früher hatte ein Mädchen ohne schlank Gestalt keine Aussicht, als Mannequin anzukommen. Aber die Käuferinnen der Kleider wollen nicht sehen, wie die Kleider an jungen schlanken Körpern wirken, sondern an Figuren des Durchschnitts wie sie selber. Nur so können sie sehen, wie sich so ein Kleid in Wirklichkeit trägt; nur so können sie unfreiwillige Väterlichkeit vermeiden!“

St. Der Zigarettenverbrauch in England ist ganz enorm. Er hat namentlich in der Zeit nach dem Kriege ganz erheblich zugenommen. Einer neueren Statistik zufolge belaufen sich die in Großbritannien gegenwärtig an einem Tag verbrauchten Zigaretten auf rund 200 Millionen Stück.

Wege zur Kunst.

Von F. Merwart.

In meinen kunstgeschichtlichen Vorträgen an unserer Volkshochschule habe ich immer wieder darauf hingewiesen, wie notwendig für Jeden, der unsere neue und alte Kunst kennen lernen will, das Anschauen von Originalwerken ist. Die in den Vorträgen gebotenen Lichtbilder sollten nur eine Andeutung der Werke geben und den Drang erwecken, nach Möglichkeit Originalwerke zu studieren.

Unsere nicht gar so weit entfernte Stadt Berlin bietet hierzu soviel Gelegenheiten, daß auch der Provinzler sie hier und da ausnützen sollte. Aber außer der nötigen Zeit fehlt dem Besucher der Reichshauptstadt wohl meistens ein bestimmtes Ziel. Da der Museen und Galerien fast zu viele sind, ist die Auswahl schwer und man nimmt sich auch leicht zuviel vor, wenn man in ein Museum hineingerät; es fehlt dann an der richtigen Wahl und infolgedessen auch dem rechten Erfolg des Sehens. Unsere Museumsleiter versuchen, diesem Uebelstand dadurch zu begegnen, daß sie kleine Sonderausstellungen aus ihren Schätzen veranstalten, die ohne Ermüdung und mit der nötigen Sammlung genossen werden können.

Jah möchte heute auf eine derartige Sonderausstellung aufmerksam machen, die gegenwärtig im Kupferstichkabinett der Nationalgalerie geboten wird. Das Kupferstichkabinett ist eine Sammlung von Handzeichnungen und Originalwerken graphischer Kunst (Radierung, Kupferstich, Lithographie, Holzschnitt). Es befindet sich im Gebäude des Neuen Museums neben der alten Nationalgalerie auf dem Platz hinter dem Dom.

In dieser Sonderausstellung wird das graphische Werk eines deutschen Meisters der Dürerzeit gezeigt: Hans Burgkmair von Augsburg. Auch der Laie dürfte hier Interessantes genug finden. Nicht weiter verwunderlich bei der günstigen Einstellung der damaligen Zeit (16. Jahrhundert) ist das Vorwiegende biblischer und antiker Stoffe. Sonderbar wird manchem die Art der Darstellung sein, die sämtliche Personen in das Kostüm der eigenen Zeit kleidet, sodas David und Bethsaba, Simson und Dalila usw. als Ritter und Edelfrauen des späten Mittelalters erscheinen, ebenso Hektor, César, Karl der Große, König Artus. Man denkt unwillkürlich an eine hypermoderne Regie, welche im Theater Hamlet mit Frack und Zylinder bringt.

Den größten Raum nehmen die Holzschnitte zum Leben des Weiskönigs (Maximilian) und dem „Triumphzug des Kaisers Maximilian“, ein. Besonders beim ersten Thema verwindet uns die höfische und dabei recht naive Ueberschwenglichkeit in der Anbichtung und Hervorkehrung der Tugenden des jungen Helden. Außerordentlich wirkungsvoll ist überall die Technik, besonders der Federzeichnung und des Holzschnittes. Man lernt hier die Sprache des lebendigen Striches kennen, die uns heute nach dem Ueberwuchern der naturalistischen photographischen Abbildung erst allmählich wieder verständlich wird. Unsere neue Kunst -- ich denke z. B. an die köstlichen Zeichnungen Van Goghs -- geht ähnliche Wege. So berührt sich Altes und Neues wieder einmal und stärkt sich gegenseitig in der Wirkung.

Besonders lebendig und stark wirken die Holzschnitte und Zeichnungen in Büchern zeitgenössischer Schriftsteller, die man dort sehen kann. Inhalt, Druck und Bild sind hier eine so starke Einheit, daß unsere neue Buchkunst immer wieder hier ihre Vorbilder sucht und findet. Technisch geradzu wunderbar sind die verschiedenen Farbenholzschnitte (mit mehreren Platten gedruckt), etwa das Weiterbildnis Maximilians und der Kopf des reichen Fugger aus Augsburg. Wie erstaunlich reich muß das Kunstleben der damaligen Zeit gewesen sein, wie stark die Nachfrage nach künstlerischen Holzschnitten und anderen Original-Reproduktionen in einer einzigen im Vergleich zu heute doch nicht sehr vornehmen Stadt wie Augsburg.

Für das Verständnis der Kunst des 16. Jahrhunderts und der Zeit überhaupt ist die ganze Ausstellung außerordentlich wertvoll. Und auch hier möchte ich wieder darauf hinweisen, wieviel stärker die Originalwerke wirken als die meist zu kleinen und schwachen Wiedergaben in den kunstgeschichtlichen Büchern und Bilderverken.

Das Niesen als Schicksalsstünder.

Warum Xenophon Feldherr wurde.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß das Niesen, das durch die starke Ausscheidung von Schleimteilchen vom hygienischen Standpunkt aus die Umstehenden mit der Gefahr der Ansteckung bedroht, seit Jahrhunderten bei vielen Völkern als glückbringende Vorbedeutung betrachtet wurde und demgemäß die Europäer dem Niesenden ein „Prosit“ oder „Wohl bekomm's“ zurufen.

Die Samoaner wünschen dem Niesenden freudig „Heil“, während die Feuerländer die Erde küssen. Kur die Eingeborenen des Calabagebietes in Westafrika scheinen ein instinktives Gefühl der bedeutlichen Wirkungen des Niesens zu haben und rufen beachtlich dem Niesenden ein warnendes „Fort von mir“ zu. Aus dem gleichen Grund ergreifen auch die Eingeborenen des Tongalandes im Osten Südafrikas in solchen Fällen schnellig die Flucht.

Woher die Gepflogenheit, dem Niesenden Glück zu wünschen, stammt, ist sehr schwer festzustellen. Jedenfalls war sie schon bei den Griechen Brauch, bei denen die Niesformel „Zeus helfe dir“ allgemein üblich war. Auch bei den Römern blieb dieser Brauch bestehen. Römer und Griechen sahen in dem Niesen ein Omen, das als gutes Vorzeichen gewertet wurde, wenn das Niesen zwischen Mittag und Witternacht erfolgte, als böses dagegen, wenn man zwischen Mitternacht und dem nächsten Mittag niesen mußte. Wurde jemand in der Nacht und am frühen Morgen von diesem Drange überrascht, so blieb er im Bett oder legte sich wieder nieder, keinesfalls hätte er sich in irgend-ein Unternehmen eingelassen.

So hat es beispielsweise Xenophon ausschließlichen dem Instand, daß er vor Beginn einer Schlacht, als er zum Heere sprach, vom Niesen überrascht wurde, zu danken, daß er auf der Stelle zum Heerführer ernannt wurde. Ein schlechtes Vorzeichen war es auch, wenn man in der Nähe eines Grabes niesen mußte, glückverheißend war es dagegen, wenn es in der Zeit erfolgte, in der sich der Mond in der Konstellation des Stieres, des Bienen, der Jungfrau oder des Widlers befand.

Scherz und Ernst.

Humoristischer Beweis. Richter: „Womit wollen Sie beweisen, Herr Wachtmeister, daß der Angeeschuldigte betrunken gewesen ist?“ — Wachtmeister: „Er versuchte, sich an einem Randelaber festzuhalten.“ — Richter: „Das ist aber doch gar kein Beweis.“ — Wachtmeister: „Über doch! Es war nämlich gar kein Randelaber da!“

Plattdütsch Eck.

Min Sehnen.

Wie is min Sehnen immerto
 Op minen Lebensabend insteltt,
 Int Fern treck ic denn ienbwo
 In wilt mi freuen öwert schöne Welt.
 Een quodet Dus sicut stets min Blick,
 Een Johren drium mit Blomen, ach, so bunt, so bunt.
 In öwert disset stille Erbenslid
 Dor lacht de Sün am'n blojen Himmelsjuand.
 Nicht öwert Dör een munter Schwäbken wohnt,
 De Vöjel singen hell in Busch un Boom.
 Ic sitt un hoek --- Dat Doje trohnt . . .
 Ic idow, dat lange bliwvt een schöner Droom.
 F. W. S., Schwab.

Herd und Scholle

Du darfst Schokolade essen!

In einer Zeit, in der die Mode tyrannisch jede Ueppigkeit verbietet, und eine ege Sportbetätigung einen trainierten biegsamen Körper ohne lästigen Fettansatz fordert, besteht eine geradezu paulische Furcht vor all' den Nahrungsmitteln, die in dem unglückseligen Kuße stehen, die zu machen. Vor allem wird die einst so beliebte Schokolade ein Opfer der Mode.

Die allgemein übliche Annahme, daß Schokolade die mache, ist jedoch durchaus nicht richtig. Fast allen Speisen und Getränken, die wir zu uns nehmen, kommt ein gewisser Nährwert zu. Eine Ausnahme bilden nur Salz, Vitamine und einige Genussmittel, wie Kaffee und Tee. Der Nährwert jedes Nahrungsmittels kann genau bestimmt werden. Die verschiedenen Nahrungsmittel liefern nämlich bei ihrer Verbrennung im Körper eine gewisse Energie, die nach Kalorien berechnet wird. So liefert 1 gr. Eiweiß rund 4 Kalorien, 1 gr. Zucker desgleichen, 1 gr. Fett jedoch 9 Kalorien. Das bedeutet, daß 100 gr. Fett für die Ernährung daselbe sind, wie etwa 220 gr. Eiweiß oder 220 Gramm Zucker. Für die Ernährung gleichwertig sind demnach Eiweiß und Zucker, während dem Fett ein ungleich höherer Nährwert zukommt.

Die Wahl der Nahrungsmittel ist selbstverständlich individuell. Der eine wird seinen Hunger lieber an einer Butterstulle stillen, während der andere zur Schokoladenschachtel greift. Falsch ist es nur, wenn derjenige, der das Butterbrot vorzieht, dem andern den Genuß der Schokolade verbietet, indem er ihm erzählt, daß sie die mache. Das Brot mit etwa 25 Gramm Fett bedeutet circa 225 Kalorien. Um aber dieselbe Kalorienmenge in Zucker dem Körper zuzuführen, kann man etwa 56 gr. Schokolade essen. Natürlich heißt es hier, wie bei allen Nahrungsmitteln, wenn man auf seine Taille bedacht ist, Maß zu halten. Hat man seinen Energiebedarf schon durch eine ausreichende Mahlzeit gedeckt, so bedeutet selbstverständlich alles, was man nachher isst, ein Uebermaß an Kalorien, das eine Gewichtszunahme zur Folge hat. Im Rahmen des Kalorienbedarfs braucht die Schokolade jedoch nicht einmal aus der Entfettungsdiät gestrichen zu werden.

Das Handtuch aus Luft.

Jeder, der in einem öffentlichen Lokal, auf der Eisenbahn oder bei irgend welchen anderen Gelegenheiten gezwungen ist, ein Handtuch zu benutzen, wird das fast immer widerwillig tun. Selbst die allergrößte Sauberkeit des Wirtes oder das sorgfältigste Wechseln in den Eisenbahnjagen schützt nicht vor Infektionskrankheiten. Wo man an Stelle des „unendlichen“ Handtuches die kleinen Handtücher eingeführt hat, ist man auch nicht vor Infektion geschützt. Da sie nämlich nur oberflächlich benützt werden, werden sie in den meisten Fällen auch nur oberflächlich gereinigt. Infolgedessen ist das kleine Handtuch keineswegs hygienisch einwandfrei. Die Papierhandtücher, die man aus hygienischen Gründen eingeführt hat, erfreuen sich aus guten Gründen keiner besonderen Beliebtheit. Ueherdem sind sie, da sie aus besonders saugfähigem Papier hergestellt sein müssen, nicht einmal billig.

Jetzt ist ein erfindungsreicher Kopf auf die Idee verfallen, Textil- und Faserstoff ganz zu vermeiden und das Trocknen der Hände durch -- Luft zu empfehlen. Die Ausführung dieser Idee ist sehr einfach. Man drückt auf einen neben dem Waschtisch befindlichen

Knopf, dadurch wird ein kleiner Ventilator in Bewegung gesetzt, der einen erwärmten Luftstrom herausbläst, in dem man sich die Hände völlig trocken kann. Es kann ein Ventilator von ganz geringer Stärke sein; die Stromkosten für eine Trocknung sind nur gering, und die Hände sind vor jeder Infektion geschützt.

Ein Geschwindigkeitsrekord.

Waschen, Trocknen und Bügeln in einem Vormittag. Auf dem Kongress der „Internationalen Genossenschaftlichen Frauengilde“, der kürzlich in Stockholm stattfand, wurde u. a. über das Ergebnis einer Rundfrage berichtet, die sich mit der Beanspruchung der Hausfrau durch das Waschen der Wäsche in verschiedenen Ländern befaßt. Allgemein wurde anerkannt, daß die Elektrizität hier einen großen Fortschritt herbeigeführt hat. In Schweden, wo man sich sehr ausschließlich elektrischer Wasch- und Trocknemaschinen in Verbindung mit dem elektrischen Bügeleisen bedient, kann man dank dieser Einrichtungen das Waschen, Trocknen und Bügeln einer Familienwäsche in drei Stunden erledigen. Die Stadt Wien hat im letzten Jahre 80 000 neue Arbeiterwohnungen erstellt, die sämtlich elektrisch eingerichtete Gemeinschafts-Waschlischen besitzen, in denen man die Wäsche einer vierköpfigen Familie in drei Stunden erledigen kann. In den Vereinigten Staaten kann man das Waschen, Trocknen und Bügeln ebenfalls in einem Vormittag abtun.

Kurzschluß als Brandursache?

Als Brandursache wird Kurzschluß angenommen -- so ähnlich pflegen oft Verichte über größere und kleinere Schadenfeuer zu schliefen, wobei als Motto die bekannte lateinische Regel in etwas abgewandelter Form zugrunde gelegt wird: „Was man sich nicht erklären kann, das sieht man als nen Kurzschluß an.“ Eine solche Methode ist, zwar einfach und bequem aber auch falsch, unsachlich und schädlich. Es kann tatsächlich nur mit Mühe ein wirksameres Mittel gefunden werden, um in unserem heutigen Zeitalter der Elektrizität das Vertrauen zu dieser modernsten, vielseitigsten und heute schon unentbehrlichen Tochter menschlichen Fortschrittes gründlich zu zerstören, statt dessen Angst, Mißtrauen und Unbehagen zu säen und somit die im allgemeinen Volksinteresse liegende restlose Elektrifizierung von Gewerbe und Haushalt abzubremsen.

Im Interesse der Sachlichkeit folgendes: Kurzschluß als Brandursache kommt einzig und allein nur dann in Frage, wenn die Anlage von Vorkerberhand errichtet ist oder wenn die ordnungsgemäß vorgesehene Ueberstromschalter und Sicherungen durch den Valen verfault, überbrückt oder sonst wie unvollständig gemacht werden. An einer von sachmännlicher Seite hergestellten elektr. Anlage kann man nämlich durch die von Kurzschluß herbeiführen; ohne das hierdurch auch nur die geringste Feuergefahr entstehen kann, die vorhandenen Sicherungseinrichtungen machen die gesamte Anlage im Bruchteil einer Sekunde stromlos.

Bedenklicher als der fagenhafte Kurzschluß sind jene Erscheinungen, die der Kundige mit „Erdschluß“ bzw. „Körpererschluß“ und mit „Backkontakt“ bezeichnet. Die beiden erstgenannten Strömungsarten können nämlich leicht „zur Elektrifizierung“ d. h. zur gesundheitlichen Schädigung von Personen, der Backkontakt dagegen kann unter Umständen auch zu Bränden führen. Und gegen alle diese Erscheinungen sind